

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege 1857 - 1859**

**Lind af Hageby, Axel**

**Leipzig, 1861**

Siebenundzwanzigstes Capitel

[urn:nbn:de:bsz:31-260665](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260665)

## Siebenundzwanzigstes Capitel.

Abreise nach Italien. — Neapel, Florenz, Pisa, Livorno, Civita Vecchia, Rom und seine Alterthümer. — Marseille. — Toulon, sein Hafen und seine Werfte. Die französischen und englischen Panzerschiffe. — Vergleich zwischen der inneren Einrichtung der französischen und der englischen Kriegsschiffe. — Die Stärke der französischen und die der englischen Flotte. — Ein Besuch in Paris. — Noch einmal London. — Abschied von England. — Heimkehr. — Schlußwort.

Beim Beginne dieses letzten Capitel's ist mir zu Muth, wie Einem, der sein Bündel schnürt, um einen Kreis zu verlassen, in welchem er längere Zeit verweilte im Umgange mit liebenswürdigen und gebildeten Menschen, deren Gewohnheiten und Lebensansichten den seinen gleich waren und denen er sich innig und liebevoll angeschlossen hatte.

Wenn der Leser Geduld gehabt hat, mich auf meiner langen Reise bis hierher zu begleiten, so wird er mich hoffentlich auch jetzt nicht verlassen, bis ich den kurzen Weg in den Hafen zurückgelegt habe, von welchem ich ausfuhr und der mir doch von allen der liebste ist. — Das eigene Vaterland ist für ein treues, kräftiges Gemüth doch stets der liebste Fleck auf Erden, wenn es auch das ärmste und unbedeutendste wäre!

Nachdem ich mich einige Tage auf Corfu aufgehalten hatte, gestattete mir Admiral Hanshawe, mit seinem Packetboote Caradoc nach Malta abzugehen. Ich traf daselbst mit dem Capitain eines französischen Küsten-Dampfbootes das Uebereinkommen, ihn nach Messina, Neapel und Livorno zu begleiten, um von dort die Reise über Pisa und Florenz fortzusetzen, in welcher letzteren Stadt ich wieder einige Tage zu rasten beabsichtigte.

Neapel! Perle des Mittelmeeres! was kann ich zu Deinem Lobe sagen, was nicht schon tausendmal vor mir ausgesprochen wäre? Man

kennt das Sprüchwort: „Neapel sehen und dann sterben.“ welches ich aber nicht zu dem meinigen machen kann, ohne den Sinn desselben dahin abzuändern, daß es heißt: „Neapel sehen und — leben, um es noch einmal sehen zu können!“

Das Leben in dieser Stadt schien mir einer großen Maskerade zu gleichen, in welcher die Ball spielende Jugend, die Fleischer, Obsthändler, Bettelmönche, Marktschreier, Lazzaroni, Declamatoren, Wasserträger, Eseltreiber, Pulcinelli und Columbinen, Maccaroni-Fabrikanten und -Verkäufer, Betturini, Zampognari, Facchini, Sorbettari, Minestrari, Tarantelli u. s. w. die Hauptrollen spielen, alles Personen mit scharf ausgeprägten Zügen, und das Ganze von duftenden Orangen und Rosen umgeben.

Die Schriftsteller, welche ihre Leser in diese Stadt führten, haben meiner Ansicht nach viel zu viel Aufhebens von den Lazzaroni gemacht. Ich sage lieber mit Cousin, daß alle Bettler der Welt in Neapel zu Lazzaroni würden. — Herrschte in unserem strengen Norden ein ewiger Sommer, wie dort, so würden auch unsere schwedischen Gekkensteher auf den Straßen liegen und sich von der Sonne braten lassen, die halb nackten, unsauberen Körper von den beißenden und stechenden Schmarogern befreien oder bei den Klängen einer verstimmten Violine oder eines Tambourins ihre Polka oder Tarantella tanzen.

Wer die sogenannte Geistlichkeit in ihrem Berufe sehen will, oder wie sie ihre Aufgabe, die Menschheit zu erniedrigen und dem Thiere gleich zu machen, löst, der begeben sich nach Neapel. Bei jedem Schritte begegnet man den trostlosesten Folgen dieser Priesterherrschaft. Von den Mönchen kann ich nur sagen, daß sie alle mit einander den Beinamen verdienen, den man dort nur den Capuzinern beilegt: die „Schweine der Christenheit.“ Sie sind entweder fett, schmierig, roth und aufgedunsten und glänzen von Wohlbehagen, oder bleiche Mondscheingestalten. Die Sündenregister der Priester würden so lang sein, wie die Liste des Leporello. Immer von widerwärtigem Ansehen, scheinen sie mir doch am ekelhaftesten, wenn sie, nach angehörter Beichte, die fette

Hand aus dem Beichtstuhle hervorstrecken, um den Handkuß und — die baare Bezahlung für den Ablass in Empfang zu nehmen.

Was das Militair betrifft, so kam es mir vor, wie die Statisten eines Theaters. Der vorige Regent beurtheilte seine Soldaten vielleicht gar nicht so unrichtig, als er seinem Kriegsminister auf dessen Ansuchen, den Truppen neue Uniformen zu geben, die Antwort ertheilte: „Kleiden Sie sie, wie sie wollen, sie werden doch beim ersten Schusse davon laufen.“

Und nun nach einer anderen Stadt!

Florenz, die Stadt der Blumen, gleicht einer ewig jungen und blühenden Schönheit, die sich ihrer unwiderstehlichen Reize bewußt ist. Am meisten gefiel mir Santa Croce, weniger durch ihr Aeußeres, als durch die Sehenswürdigkeiten im Inneren. Das stolzeste Herz muß sich gedemüthigt fühlen, wenn es zwischen den irdischen Ueberresten solcher Männer umher wandelt, wie Michel Angelo, Dante, Macchiavelli und Galilei. Ich brauche nicht zu sagen, wie feierlich mich in der Tribuna der Anblick der Meisterstücke der Bildhauerkunst, z. B. die mediceische Venus, der Schleifer und die Niobe, sowie die Perlen der Malerei, z. B. die Venus des Titian, die Fornarina Raphael's und die Madonna des Andrea del Sarto, stimmte, obschon ich die Kenntnisse entbehre, welche zum vollen Verständnisse dieser Kunstschätze erforderlich sind. In dem reizenden Garten Boboli, welcher den Palast Pitti gleich einem Blumengürtel an der einen Seite umgiebt, begriff ich erst, was man in Italien unter dem Reiche der Flora versteht. Die ganze Atmosphäre war mit Duft gefüllt, und schönere Blumen habe ich nirgends gesehen.

Wer übrigens der Meinung ist, daß unsere neueren Bildhauer an edler Schönheit der Formen denen des Alterthums gleichkommen, den bitte ich, nur einen Vergleich zwischen der mediceischen Venus und der des Canova anzustellen, welche letztere unter dem Namen der „Trösterin“ im Palaste Pitti steht. Man erzählt, daß Canova dieselbe geschaffen habe, um das Volk über den Verlust der mediceischen Venus

zu trösten, welche von Napoleon nach Paris entführt worden war. Dasselbe wird von dem Perseus dieses Meisters erzählt, welcher auf einige Zeit in Rom den Platz des Apollo einnehmen mußte. — Es wurde mir berichtet, daß sich in der Stadt ein Kloster oder, richtiger gesagt, eine Pensionsanstalt für junge Damen befände, unter denen man sich nach eigenem Gefallen eine Lebensgefährtin wählen könne. Ich versäumte, diese Gelegenheit zu benutzen, und durcheilte statt dessen rasch die Klöster und Zellen, in denen die Slaven des Müßigganges und die geistlichen Tagediebe gemästet werden.

In Florenz hat die Wiege vieler berühmter Männer gestanden, zu denen, außer den schon genannten, auch Petrarca, Boccaccio, Brunellesco u. s. w. gehören. — Während ich diese Notizen in mein Buch eintrage, geht gerade ein Leichenzug bei meinen Fenstern vorüber. Alle Leidtragenden sind in schwarze Gewänder gehüllt und ihre Gesichter mit schwarzen Masken bedeckt; voraus schreiten die Mönche mit brennenden Wachskerzen in den Händen.

Von Florenz ging ich über Pisa zurück nach Livorno. Der Weg schlängelte sich über Berg und Thal an den reizenden Ufern des Arno entlang, und das einzige Ungemach der Reise bestand in den unvermeidlichen Bettlern, welche den Reisenden schaarenweise umlagern. In Pisa besuchte ich zuerst den Dom, der ein wahres Meisterstück der Baukunst ist. Das Innere desselben ist mit werthvollen Malereien, Marmorgruppen, dem „silbernen Altar“ und sonstigen Schätzen geschmückt. Ein Theil des Fußbodens und die ganze Decke des vordersten Chores besteht aus Mosaik. Von dem Dome begab ich mich nach dem nahegelegenen Battisterio, dann nach dem Campo Santo, der größten Merkwürdigkeit der Stadt, den bekannten schiefen Thurm nicht ausgenommen. Ich fand daselbst Frescomalereien aus dem 14. Jahrhunderte, von Giotto, an welchen die Farben, besonders die blauen und rothen, noch sehr gut erhalten sind. Eins dieser Gemälde stellt den Tod vor, wie er die Seelen abholt. An den Mauern sind alte Gräber, Baderwannen, Runen u. s. w. zu sehen.

In Livorno erhielt ich die Nachricht von dem erfolgten Ableben unseres Königs Oscar I. Im Hafen lagen drei norwegische Schiffe, welche die Flagge auf halbem Maste trugen. Schwedische Fahrzeuge waren augenblicklich nicht dort; sie würden nicht versäumt haben, auch ihre Trauer durch äußerliche Zeichen in allen üblichen Formen an den Tag zu legen, bei dem Tode eines Monarchen, der mehr für die Wohlfahrt seines Landes gethan hatte, als manche seiner Vorgänger. — Auf einem Dampfboote fuhr ich von hier aus nach Civita Vecchia, wo ich die Landung französischer für den italienischen Feldzug bestimmter Truppen mit ansah. Die Soldaten waren klein, dunkel, mit blizenden Augen und scharf markirten Zügen. In Uniformirung und militairischer Haltung schienen sie mir hinter allem, was ich Derartiges in England gesehen hatte, zurück zu stehen; sie machten nicht den Eindruck auf mich, wie die zuverlässigen Schotten.

Von Civita Vecchia setzte ich meine Reise nach Rom fort — der ewigen Stadt, „deren Mauern,“ wie Byron sagt, „mehr wissen, als unsere Gelehrten.“ Ich durchwanderte die Straßen mit dem Ghide Harold; aber wie hätten so wenige Tage genügen können, sich ein richtiges Bild von dieser „Stadt der Seelen“ zu machen und einzuprägen, in welcher man ein halbes Jahrhundert verwenden müßte, um alle Schätze der Vergangenheit und der Kunst alter und neuer Zeit und die Alterthümer und Ueberreste ehemaliger Größe aufzufinden und zu verstehen. Ich konnte nur ein oberflächlicher Beobachter bleiben und habe deshalb auch nur wenig über diesen Aufenthalt zu berichten.

Auf keine Stadt und auf kein Volk kann man den Satz „die Zeiten ändern sich“ so mit Recht anwenden, als auf Rom und seine Bevölkerung. Die größte Veränderung ist durch die Priester herbeigeführt worden; denn es ist geschichtlich und unzweifelhaft, daß Welt und Menschen schlechter geworden sind, da, wo alle Gewalt in ihre Hände gelegt ist. Rom ist die Hochschule des Jesuitismus, und von den Jesuiten gilt das alte Sprichwort: Si cum Jesuites, non cum

Jesu ites. — Aber Rom ist außerdem auch „der Wittwenstiz alter Grinnerungen,“ wie der Dichter sagt. — — —

Ich eilte nach der Peterskirche und rief unwillkürlich bei ihrem Anblicke: „Bramante, Du hast Wort gehalten; Deine Rotunde schwebt in der Luft!“ Welch' ein Werk, von Menschenhänden ausgeführt! Aber freilich unter der Regierung von 30 Päpsten und — nach den Angaben Fontana's — für die Summe von 260 Millionen Francs, ausschließlich der Kunstschätze und Verzierungen im Inneren und der Säulengänge. Eine ganze Welt hat zu diesem Unternehmen beigetragen!

Das Bestreben, möglichst hoch zu steigen, ist eine Schwachheitsfünde, von der Keiner ganz frei ist; — auch ich war von ihr befallen, als ich eines Tages in die Kuppel der Peterskirche hinaufstieg, um in ihr meinen Namen mit Bleistift an die Wand zu schreiben und somit der Unsterblichkeit zu übergeben. Ich sah, daß schon zwei Schweden vor mir denselben Gedanken gehabt und ausgeführt hatten: Gustav III. und Prinz Oscar.

Ein Gebäude, welches mir noch besser gefiel, als die Peterskirche, ist das Pantheon, ein Tempel der Grinnerung, der die Namen so vieler Berühmtheiten in sich bewahrte, von denen aber nur einer geblieben ist: Raphael Sanzio. Diesen Namen können weder Zeit noch Gewalt auslöschen — es müßte denn die Menschheit selbst zur Ruine werden.

Das Wort „Ruine“ erinnert mich an eine solche, die ich nicht ungenannt lassen kann; ich meine das Colosseum, welches seit achtzehn Jahrhunderten den verschiedensten Zwecken gedient hat; unter Titus ein stattlicher Circus für die Kämpfe der Gladiatoren, wurde es unter Diocletian eine Arena, um in ihr die Märtyrer sterben zu sehen; später, während der Zwiste der Geschlechter Frangipani und Annibaldi, eine Art Schanze, und darauf eine unerschöpfliche Quelle von Baumaterial für die römischen Baumeister, welche sich nicht entblödeten, dies gewaltige Denkmal vormaliger Größe zu zerstören, um — Lustschlöffer daraus zu bauen. Sixtus V. machte diesem ruchlosen Treiben ein Ende, in der Absicht, — daselbst eine Wollspinnerei anzulegen und die Arca-

den zu Kaufläden einzurichten, — ein Plan, der mit seinem Tode wieder zusammenstürzte. — Die Alten verstanden es, sich in ihren Bauten selbst ein Denkmal zu setzen, indem sie darin gleichsam den Gedanken zu verkörpern schienen, daß sie es werth seien, Jahrhunderte zu überleben. Wir bauen Kartenhäuser und Kindertheater, in denen unsere Nachkommen uns ebenfalls zu studiren suchen werden, d. h. wenn sie überhaupt so lange stehen. — Nun, wir können uns damit trösten, daß, wenn die Nachwelt wirklich zu erfahren sucht, was wir waren und vermochten, so kann sie an Kirchen und Schlössern vorüber wandeln und uns in den nützlichen Errungenschaften bewundern, bei welchen Dampf, Magnetismus und Electricität uns als Werkzeuge zur Hand gegangen sind.

Von dem alten Capitol steht nur noch das sogenannte Tabularium oder der Ort, wo die Gesetzestafeln ausgestellt wurden. Das neue Schloß ist jedoch wieder auf demselben Plage, auf dem Palatinischen Berge, erbaut, welcher, gleich den anderen Hügeln Roms, bedeutend an Höhe abgenommen hat; ja, selbst ein Sprung von dem berücktigten Tarpejischen Felsen würde keine Gefahr mehr haben. Jetzt rauscht eine Wasserkunst neben der Residenz der alten Senatoren, aber das Wasser wäscht nimmer das unschuldige Blut weg, welches hier geflossen ist.

Auf meinen Wanderungen drängte sich mir wiederholt der Gedanke auf, wie kurz doch die Dauer des Menschenlebens im Vergleiche zu seinen Werken sei! — Aber selbst, wenn es tausend Jahre währte, würde derselbe Gedanke wiederkehren; — was sind denn tausend Jahre in ihrem Verhältnisse zur Ewigkeit!

Hier einige Bemerkungen über die ewige Stadt, die aus freier Hand und deshalb meistens ohne Zusammenhang hingeworfen sind.

In S. Giovanni Laterano befindet sich das Grab des Johannes; der Platz vor dieser Kirche ist mit einem Obelisken aus Theben geschmückt. An diesem Plage liegt auch der Tempel mit der wunderthätigen Treppe aus Jerusalem, la scala santa, die man nicht anders,

als auf den Knien, besteigen darf. Wer diese Treppe auf den Knien hinaufsteigt, kürzt den Aufenthalt im Fegefeuer um 200 Tage! — Santa Maria Maggiore enthält das Grab der Jungfrau Maria (nach Aussage der Priester). In der Kirche S. Sylvester auf dem Marsfelde befindet sich ein Bildniß Jesu, von dem behauptet wird, daß es von ihm selbst gemalt und dem Könige Abgarus verehrt worden sei. In S. Sabino wird der Stein vorgewiesen, der nach S. Dominico, als man ihn steinigen wollte, geschleudert wurde, aber mitten im Fluge umkehrte und in die Kirche hineinfiel. In Santa Croce zeigt man einen der Silberlinge des Judas Ischarioth und das Kreuz, an welches einer der beiden Missethäter geschlagen war. Im Lateran sind einige Ueberreste der irdischen Hülle des Erlösers, und in der Kirche Santa Anna der Marmortisch aufbewahrt, der zu Isaac's Opfer bestimmt war! — Man staune über den Reichthum dieser geschichtlichen Sammlungen und — über die Wahrheitsliebe der Priester!!

Ich hätte ein ganzes Jahr in Rom bleiben mögen, und konnte nur vierzehn Tage daselbst verweilen. Die Zeit erlaubte mir deshalb nur flüchtige Besuche der Umgegend, wie der Villen Borghese, Farnese (das Werk Bignola's), Pamphili, Albani, Corsini u. s. w.

Was mir in Rom am meisten auffiel, waren die vielen Armen. Auf meine Frage nach den Ursachen dieser traurigen Erscheinung erhielt ich zur Antwort, daß der jetzige päpstliche Verweser der Armenanstalten alle Armenhäuser habe niederreißen lassen, um der Gemeinde nicht die Gelegenheit zu rauben, christliche Barmherzigkeit zu üben.

Die christliche Frömmigkeit ist, selbst in Rom, bisweilen sehr zweideutig; man küßt noch immer den Fuß der Bildsäule St. Petri, obgleich es allgemein bekannt und anerkannt ist, daß dieselbe ehemals in einem heidnischen Tempel gestanden hat und daselbst als Bild des Jupiter verehrt wurde. — Die mittlere der drei Eingangsthüren der Peterskirche wird nur alle 50 Jahre geöffnet. Diese Handlung wird mit der größten Feierlichkeit begangen, da einem Jeden, der durch dieselbe eintritt, Segen zu Theil wird. Wo aber Wunder geschehen

sollen, liegen fast immer verschiedene Mächte im Streite, so auch hier; an eben dieser Pforte der Gnade, an welcher man verschiedene christliche Sinnbilder, wie die Tiara, die Schlüssel und das Kreuz, erblickt, befindet sich auch ein kleines Bronzgebild in erhabener Arbeit, welches — die Leda mit dem Schwane vorstellt!

Ich habe mehrfach gelesen und gehört, daß der Römer den Verfall seiner berühmten Vaterstadt beklagt; — ob und in wiefern dieses der Wahrheit gemäß ist, kann ich nicht beurtheilen, jedoch dem Anscheine nach halte ich es für eine Fabel. Ist es dennoch der Fall, so erkläre man, weshalb er das Mausoleum des Augustus in eine Bahn für Kunstreiter, den Tempel der Minerva in eine Schmiede, das Mausoleum des Antonius in eine Dogana, und das des Cestius in ein Birthshaus umgewandelt hat!! Dies Alles ist erst in unseren Tagen geschehen!

Es war ein unersehlicher Verlust für Rom, daß Napoleon niemals die Wohnung bezog, die im Quirinal für ihn eingerichtet war. Man weiß, daß der Kaiser eine Milliarde Francs zu Entdeckungen von Alterthümern bewilligt hatte. Wir wissen ferner, daß er seinen Sohn bei dessen Geburt zum Könige von Rom ernannt hatte, bei welcher Gelegenheit der Zufall sein sonderbares Spiel trieb. Als nämlich in Paris der Luftballon aufstieg, der das Volk mit der erwünschten Nachricht erfreute, fand man denselben vierzehn Tage später in der Nähe von Rom, wo er niedergefallen war. Aber — das Schicksal macht nur zu oft einen Querstrich durch die Berechnungen der Menschen! Man kennt das stolze Wort des Kaisers, als er beschloß, seinem Sohne den Titel eines Königs zu geben: „Wenn die Söhne anderer Regenten geborene Prinzen sind, so ist es in der Ordnung, daß der meine als König geboren werde.“

Rom ist der rechte Ort, um die Antike zu studiren. — „Wer hat in idealem Style gearbeitet?“ fragt Ehrensvärd, und antwortet selbst: „Die Alten;“ worauf er wieder fragt: „Was ist idealer Styl?“ — Ant-

wort: „Die natürliche Nachahmung, sowohl der gesunden Glieder selbst, als ihrer Wirkungen.“ — In der Antike liegt ein Ringen nach der höchsten Schönheit in der einfachsten Form; sie wollte mehr, als Alltäglichkeit, sie strebte nach der Verkörperung großer Gedanken, die im richtigen Verhältnisse zu einander stehen; sie fühlte nicht das Bedürfnis, die Grenzen der Natur zu überschreiten, — sie wollte nur Wahrheit, reine Wahrheit, um für sie zu leben und zu sterben.

Wenn ich aus meinem Vaterlande verwiesen würde und selbst den Ort wählen dürfte, an welchem ich mein Leben beschließen möchte, so wäre dies Rom, wo jeder Gegenstand an eine große Vergangenheit erinnert, wo man sich stets von den Geistern längst verstorbener, berühmter Männer umgeben fühlt, die noch durch ihre Werke zu uns reden, noch manchen Jünger der Kunst begeistern und, so zu sagen, die Luft mit ihrem Schönheitsgeiste erfüllen. Ich bin sonst nie und nirgends so von Staunen gelähmt gewesen, habe mich nirgends so klein und unbedeutend gefühlt, — aber auch nirgends so deutlich empfunden, daß ein Gott in der Menschenbrust wohnt und wirkt.

Ich schied von Rom, wie von einem Gegenstande, der uns unaussprechlich lieb ist und der uns trotz Zeit und Entfernung niemals fremd wird, — und kehrte nach Civita Vecchia zurück, um mich von dort auf einem Dampfschiffe nach Genua, Marseille und Toulon zu begeben.

Das Dampfboot hatte noch nicht den Strand verlassen; ich saß auf dem Deck, vertieft in Gedanken über Alles, was ich Schönes und Herrliches gesehen, als ich von einem Fremden gestört wurde, der sich mir näherte und mich englisch anredete. Er sagte unter Anderem, daß er sich freue, in mir einen alten Bekannten wieder zu sehen, und daß die Reise ihm deshalb doppeltes Vergnügen gewähre. Es stellte sich bald heraus, daß er sich in der Person geirrt hatte, was uns indes nicht hinderte, recht gute Freunde zu werden. Der Mann war Amerikaner und hatte die angeborene Gabe, Alles, was er sah, zu

tadeln, mit der Versicherung, daß es bei ihm zu Hause anders und, natürlicherweise, besser sei. Wenn mir die Großthuerei und Selbstliebe aber gar zu weit ging, nahm ich mir die Freiheit, ihm durch einige ganz frische Beispiele aus der Tages-Chronik zu beweisen, daß es auch in den vielgepriesenen Musterstaaten Dinge und Verhältnisse gebe, die nicht leicht schlechter und erbärmlicher sein könnten.

Endlich lief das Dampfboot aus und nahm seinen Cours nach Genua. Auf dieser Fahrt nun sah ich eine italienische Nacht in ihrer vollen dichterischen Schönheit, und werde niemals dies hinreißende Natur-Schauspiel vergessen; über mir das tiefblaue, mit zahllosen Sternen besäete Himmelszelt, um mich her die ruhige Spiegelfläche des Meeres, die das Bild des Mondes zurückstrahlte und selbst eine leuchtende Masse zu sein schien — eine bekannte Erscheinung, die sich dadurch erklärt, daß man bei näherer Untersuchung dieses leuchtenden Wassers eine Menge größerer und kleinerer Thiere darin entdeckt, welche alle zu den Gattungen gehören, die im Dunklen leuchten, wie z. B. *Orthogoriscus*, *Mola*, *Salpa maxima*, *Physalia Arethusa* u. s. w.

Gebadet in den Strahlen der Morgensonne, trat das stolze, an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Genua vor meine bezauberten Blicke. Man nennt diese Stadt „la superba“, gleich wie man Florenz „die Stadt der Blumen“ und Venedig „la bella“ genannt hat. — Genua ist eine der ältesten Städte Europa's. Als Beweis für ihr Alter dient, daß Titus Livius ihrer in seiner Geschichte des zweiten Punischen Krieges erwähnt, und daß die Lombarden sie schon 670 in Besitz nahmen. Wohin man aber innerhalb ihrer Mauern sich wendet, erblickt man die in Trauerkleider gehüllte Erinnerung, welche die verlorene, ehemalige Größe beweint. Wie viele geistreiche Männer sind hier im Dienste der Bildung und Gesittung thätig gewesen! z. B. Adrian IV., Columbus, Balbi u. s. w. Welcher der Zeitabschnitte aber, in die die großartigen Ereignisse, von denen die Blätter ihrer Geschichte voll sind, fallen, der merkwürdigste ist, bleibt schwer zu entscheiden, es müßte denn, in rein geschichtlicher Hinsicht, derjenige sein, in welchem

das französische Joch von Doria gebrochen und abgeworfen und Genua als Republik erklärt wurde.

Die Kürze der Zeit erlaubte mir nur, einen flüchtigen Blick in die Paläste Doria, Marcellino und Durazzo zu werfen. Welche unschätzbare Sammlungen aus dem goldenen Alter der Kunst sind in diesen Galerien angehäuft! — Unter den Kirchen fesselte mich die dem St. Laurentius geweihte am längsten durch ihren reinen, erhabenen Baustyl. — In keiner anderen italienischen Stadt grinst mich die Macht der Vergänglichkeit so unheimlich und gespensterhaft an, wie in Genua. Die inneren Höfe der prachtvollsten Paläste waren mit Gras bewachsen, und manche der ansehnlichsten Gebäude könnten wegen ihrer verfallenen Mauern als Ruinen bezeichnet werden. — Ueberall sieht man das Bild der wunderthätigen Madonna, sogar in den Fleischhandlungen, in denen sie, von einem brennenden Wachslichtchen beleuchtet und umgeben von welken Blumen und Guirlanden, zwischen Ochsenfleisch und Hammelkeulen sitzt.

Auch in Genua wurde ich, wie überall in Italien, daran erinnert, daß ich mich im Lande der Töne befand. Ich hatte in der Kathedrale eine Messe angehört, die meine Seele mit den süßesten Melodien füllte, und kaum auf die Straße hinausgekommen, erblickte ich eine Gruppe, die sich um einen blinden Sänger versammelt hatte, dessen Lieder von einer alten Frau auf einer schlechten Harfe begleitet wurden. Der Mann war alt, in Lumpen gehüllt, und sein graues Haar flatterte unordentlich um die Schultern. Er trug Stücke aus der Sonnambula, Straniera, aus Othello und anderen Opern vor, und zwar mit einer Kunstfertigkeit und einem Ausdrücke, die — warum sollte ich es verschweigen — einem königlichen Theater Ehre gemacht haben würden!

Ich verließ den Sänger, um an Bord zu eilen. Während ich noch auf der Landungsbrücke stand, kam ein kleines Mädchen herbeigesprungen, warf mir einen Strauß dustender Blumen und eine Fußhand zu und streckte die Hand aus, um einen Sous zu erbitten. —

Unreinlichkeit und Verfall, Lumpen und Bettelei, Liebe und Schönheit, Blumen und Musik — so war Italien damals. Aber nun, 1860 — welch' ein Unterschied! — — —

Nun ging es weiter nach Frankreich. Die Reise nach Marseille war rasch zurückgelegt. Von dieser Stadt kann ich nur sagen, daß daselbst viel Leben und Bewegung herrscht, aber ein Leben, welches mit des Kaufmanns Waage steigt und fällt, und welches alle Verhältnisse nach der Baarschaft in der Geldkiste beurtheilt. Dies sei jedoch gesagt, ohne einen Beruf kränken zu wollen, dessen Ausgangspunkt und Ziel rein materiell sind. Der Hafen von Marseille kam mir wie ein buntes, immer wechselndes Rundbild vor, und der Sprachen, welche um mich her erklangen, waren so viele, daß ich mich unwillkürlich besinnen mußte, ob ich mich nicht etwa beim Thurmbau zu Babel befände. — Sobald ich die Stadt flüchtig besehen hatte, begab ich mich auf der Eisenbahn nach Toulon, um die dort stationirte französische Flotte und sämtliche Werfte in Augenschein zu nehmen, da mir nicht Zeit genug blieb, eine gründliche Kenntniß von diesem Marine-Etablissement zu erlangen.

Toulon ist eine der größten Stationen der französischen Kriegsflotte. Die Stadt selbst ist nicht groß, aber der Hafen geräumig und gut. Die nicht sehr breite Einfahrt wird durch zahlreiche, an verschiedenen Punkten angelegte Batterien vertheidigt; auch der Hafen selbst ist durch mehrere kleine Forts geschützt, welche, zum Theil erst in den letzten Jahren erbaut, auf den ihn umgebenden Höhen liegen und ihn somit beherrschen.

Es ist keinem Fremden gestattet, die Werfte für die Kriegsschiffe ohne besondere Erlaubniß zu besehen. Der schwedische Consul in Marseille hatte aber die Güte gehabt, mir ein Empfehlungsschreiben an einen der höheren Beamten der Werfte mitzugeben, in welchem er für mich um die Erlaubniß bat, sowohl diese, als auch die im Baue befindlichen Panzer-Fregatten in Augenschein nehmen zu dürfen. Vor einigen Tagen war ein Engländer angekommen, welcher sich vergeblich bemüht

hatte, diese Erlaubniß zu erlangen, aber nun wurde die mir aus-  
wirkte Vergünstigung auch auf ihn ausgedehnt, sodaß wir unsere Wiß-  
begierde gemeinsam befriedigen konnten.

Obgleich die Werfte umfänglich und mehrere Docks vorhanden  
sind, machte das Ganze doch keinen Eindruck auf mich. Ich hatte vor  
zu kurzer Zeit erst die englischen Einrichtungen und Werkstätten ge-  
sehen, mit denen die französischen keinen Vergleich ertragen können.  
In den Docks lagen mehrere alte Linienschiffe mit Hülfsmaschinen und  
mehrere andere, meistentheils ältere Fahrzeuge. Auf der Rhede anker-  
ten die Linienschiffe „Napoleon,“ „La Ville de Paris“ und einige  
mehr; was aber meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm,  
waren begreiflicher Weise die Panzerschiffe. Ich hatte schon während  
meines Dienstes in der englischen Flotte gehört und darüber gelesen,  
daß der Kaiser eine neue Theorie für den Bau der Kriegsschiffe und die  
Bildung der Kriegsflotte angenommen habe. Die Kriegs-Dampfschiffe,  
welche die Segelschiffe verdrängt und damit eine vollkommene Umwäl-  
zung in der Vertheidigung zur See hervorgerufen haben, sollten nun  
ihrerseits einer neuen Gattung von Fahrzeugen weichen, welche zwar  
ebenfalls mit Dampfmaschinen versehen, aber außerdem mit einem  
Harnisch von Stahl- und Eisenplatten bekleidet sind. Man nannte  
diese Schiffe *frégates cuirassées* oder Panzer-Fregatten; zwei dersel-  
ben waren bereits im Baue begriffen (und sind jetzt fertig) und neue  
Befehle zu dem von zehn weiteren gegeben worden, wogegen nur ein  
Linienschiff der gewöhnlichen Bauart auf dem Stapel lag.

Beide Fregatten sind aus Teak- und Mahagoniholz, und zwar  
mit der größten Sorgfalt gebaut. Die Holzarbeit war bei der einen —  
„La Gloire“ — fast beendet, aber die Platten noch nicht aufgelegt, die  
ich leider auch nicht zu sehen bekam. Die Schiffsbaukunst hat schwer-  
lich etwas Schöneres und Dauerhafteres in ihren Erzeugnissen aufzu-  
weisen. Die Fahrzeuge sind vorn und hinten sehr scharf gebaut und  
haben keinen Spiegel (Fläche am hinteren Theile). Die Größenver-  
hältnisse dieser Fregatten sind (theils nach mitgetheilten Angaben, theils

nach Augenmaß, da es natürlich ungern gesehen würde, wenn man selbst Messungen vornehmen wollte) folgende: Die Länge beträgt 250, die Breite 50 Fuß. Mit voller Ladung und mit Mundvorräthen auf vier Monate u. s. w. geht das Schiff vorn 25 und hinten 28 Fuß tief. Man giebt die Stärke der Maschine auf 900 Pferdekraft an, ich glaube aber, daß sie eine dreimal größere Wirkung haben kann. Die Kanonenpforten liegen  $7\frac{1}{2}$  Fuß über der Wasserlinie. Die Oeffnung für die Schraube ist 18,7 Fuß hoch und 6,8 Fuß lang; es war jedoch kein »brunn« für dieselbe vorhanden.

Die Takelung sollte der einer Fregatte ähnlich, aber im Ganzen vermindert werden und das Bugspriet wegsfallen. Der Vorsteven (Längengholz am Bug) ist einfallend, sowohl oberhalb, als unterhalb der Wasserfläche. La Gloire sollte laut Berechnung 14 Knoten auf die Stunde machen; sie hatte 44 Kanonenpforten und sollte 36 vollwichtige 30pfündige Kanonen führen. Man sagte mir, daß keine Kanonen auf dem Decke stehen sollten und auch die Mannschaft während des Gefechtes nicht daselbst verweilen dürfte, mit Ausnahme des Befehlshabers, welcher sich in einem mit Eisenblech bekleideten Thurme aufhalten würde; — ich habe aber später erfahren, daß La Gloire vier schwere Bombenkanonen auf dem Decke führt.

Der äußere Panzer sollte einige Fuß unter die Wasserfläche reichen, und die  $4\frac{1}{2}$  Zoll dicken Platten sollten doppelt, d. h. stählerne und eiserne über einander, zu liegen kommen, um Härte mit Geschmeidigkeit zu verbinden. Man behauptete, daß eine solche Platte von 15 Kugeln auf ein und derselben Stelle getroffen werden könne, bevor sie breche. Die Balken des Decks sind ungewöhnlich schwer und nicht weiter von einander entfernt, als sie dick sind, mit Ausnahme jedes vierten, der unmittelbar an den nächst folgenden stößt. Auf diesen Balken lagen  $\frac{3}{4}$  Zoll dicke Eisenplatten, welche mit Bohlen bedeckt werden sollten. Die Höhe der Batterie betrug 6 Fuß. Man glaubte, daß der Kostenbetrag dieser Fregatten sich auf 6 Millionen Francs belaufen würde.

Man sieht aus der Beschreibung, daß diese Fregatten den gegenüberstehenden Feind nicht allein mit ihrer schweren, wohlgeschützten Artillerie und den wohlgefüllten Bomben zerstören, sondern denselben beim Ansegeln mit voller Kraft (with full speed) mittelst ihres starken Bug in den Grund bohren können.

Die Gloire hat später ihre Probefahrten gemacht, welche nach Wunsch ausgefallen sind; in wiefern sich aber diese Fregatten bei schlechtem Wetter und hoher See bewähren und ob sie schußfest und für ihren Zweck stark und beweglich genug sind, wird erst die Zeit — und besonders die Anwendung in einem Seekriege lehren. Bei den in Frankreich angeordneten Probeschüssen haben die Platten den französischen Kugeln aus französischen Kanonen widerstanden; ob sie stark genug sind, auch den Armstrong-Kanonen Troß zu bieten, wird sich vielleicht später zeigen.

In England ist noch kein Panzerschiff (steam-ram) vollendet worden, doch stehen vier auf dem Stapel. Auch dort hat man Versuche in Betreff der Haltbarkeit der Platten angestellt und gefunden, daß dieselben den Geschossen der schweren gezogenen Kanonen nicht zu troßen vermochten. Bei einem später vorgenommenen Probeschießen mit Sölligen Bombenkanonen auf eine mit dreifachen Platten belegte schwimmende Batterie in einer Entfernung von 100 Schritten hat es sich herausgestellt, daß zwar die Platten unbeschädigt blieben, aber im Inneren mehrfacher Schaden angerichtet worden ist, indem ein eisernes Knie gesprungen war und mehrere Balken zersplittert wurden u. s. w. England trägt Bedenken in Betreff dieser Panzerfregatten, welche außerdem außerordentlich viel Geld kosten. Zu Nelson's Zeit berechnete man die Kosten eines Kriegsschiffes mit 1000 Pfd. St. pro Kanone; nach der Erfindung und Anwendung der Dampfmaschinen stieg die Summe auf 2000 Pfd. St., und jetzt soll sich dieselbe bei den Fahrzeugen neuester Bauart auf 4000 Pfd. St. pro Kanone belaufen.

Bei meinem letzten Besuche in London hatte Graf v. Platen die Güte, mich einem der Lords der Admiralität, Sir Baldwin Walker, vorzustellen; dieser erwies mir die Gefälligkeit, mir den Riß zu einem

damals im Baue befindlichen Panzerschiffe zu zeigen. Da man in England kein Bedenken trägt, die Beschaffenheit und Verhältnisse dieser Schiffe mitzutheilen, so sind auch die Maße und die Bauart der genannten Gattung allen Männern von Fach hinlänglich bekannt; doch dürfte es auch für andere Leser von Interesse sein, etwas Näheres darüber zu erfahren. Die Länge dieses englischen Panzerschiffes beträgt 380 und die Breite 38 Fuß; die Stärke der Maschine ist angeblich 1,250 Pferdekraft, doch in der Wirklichkeit viermal so groß. Die Form des Schiffes ist der der französischen ähnlich. Auf ungefähr 5 Fuß unter der Wasserfläche sollen  $1\frac{1}{2}$  Fuß dicke Teakbalken gelegt werden. Die Panzerbekleidung, aus  $4\frac{1}{2}$  Zoll dicken, 4 Fuß breiten und 15 Fuß langen geschmiedeten Eisenplatten bestehend, soll bis an das obere Deck reichen und 220 Fuß von der ganzen Länge des Fahrzeuges einnehmen, aber nicht bis an die Steven gehen, um die Leichtigkeit der Bewegungen nicht zu hindern. Vorder- und Hintertheil sollen durch wasserdichte Wände von den bepanzerten Theilen des Schiffes getrennt werden und die Verkleidungen der erstgenannten Theile aus gewöhnlichen Eisenplatten bestehen. Das Zwischendeck ist von Holz, das Batterie- und das obere Deck von Eisenplatten zwischen Bretterbekleidung. Die Deckbalken, Streben und Bänder sind von Eisen. Der Vorsteven war auf der Zeichnung wie bei unseren gewöhnlichen Schiffen, ist aber, wie ich später erfahren, dahin abgeändert worden, daß der Stoßpunkt beim Ansegeln in der Wasserlinie liegen soll. Die Takelung sollte sehr vermindert werden. Die Bewaffnung dieses Schiffes war mit 14 Stück Armstrong'schen 100pfündigen Kanonen in der Batterie und 8 ebensolchen auf dem Deck angegeben und die Kosten auf 6 Millionen Reichsthaler schwedisch veranschlagt.

In Amerika hat man dasselbe Ergebniß gehabt, wie in England, indem man fand, daß die Platten den Dahlgren'schen Bombenkanonen nicht zu trogen vermochten\*). Meines Wissens ist daselbst nur eine

\*) Dem Vernehmen nach sind auch die Eisenplatten der französischen Panzerschiffe von den Kugeln einer französischen Kanone neuester Erfindung, und zwar auf den ersten Schuß,

eiserne Dampfbatterie für die Vertheidigung des Hafens in Arbeit. Alle anderen Völker haben sich eines so kostspieligen Versuches enthalten, um die Bewahrung desselben von der Zeit zu erwarten.

Auf den Werften von Toulon gab es schon damals eine Menge gezogener Kanonen, welche — wie man mir sagte — alle in Muelles verfertigt waren. Sie hatten 2, 3 und 4 Züge; die letztgenannte Zahl soll der Reibung am besten Widerstand leisten. Ich glaube fast, daß diese Kanonen viele Aehnlichkeit mit der von Lieutenant Engström erfundenen haben.

Das Linienschiff Napoleon befand sich, wie schon erwähnt, auf der Rhede, und da es als Musterschiff seiner Art bekannt ist, unterließ ich nicht, es in Augenschein zu nehmen.

Dieses Fahrzeug liegt gut auf dem Wasser, hat aber weniger Takelung, als die Schiffe der englischen Flotte, welche ihm an Größe gleich kommen; es ist freilich besonders auf Dampfkraft berechnet, da es eine Maschine von 1000 Pferdekraft hat. Kein englischer Zweidecker führt eine so starke Maschine; nur zwei Dreidecker und zwei Fregatten, ungerechnet die Fahrzeuge, welche eine Panzerbekleidung tragen sollen, und die eine noch stärkere Dampfkraft bekommen werden.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß bei den französischen Linienschiffen die unterste Batterie zu tief unten angebracht worden ist, ein Fehler, den das Linienschiff Napoleon zu theilen scheint.

Der Raum für die Maschine schien mir noch einmal so groß zu sein, wie der auf dem Marlborough, welcher doch eine Maschine von 800 Pferdekraft hat.

Die Bemannung war sehr gedrängt untergebracht, die Person sowohl als das Gepäck hatten nur wenig Platz, was auf einem Schiffe

---

durchbohrt worden, weshalb der Kaiser den Plan zu einer entsprechenden Verstärkung der Panzerbekleidung entworfen hat, der bereits bei dem neugebauten, noch nicht vom Stapel gelassenen Panzerschiffe „Invincible“ zur Anwendung kommt. Anm. des Uebers.

dieser Größe nicht der Fall sein dürfte. Auch für die Kranken war nicht gut gesorgt, da der Raum eng und für anderweitige Bequemlichkeiten dem Anscheine nach nichts gethan war, während es auf den englischen Schiffen ein Genuß ist, in die Krankenzimmer zu treten, wo frische Luft und außerdem saubere Betten, eine Bibliothek und sonstige Unterhaltungen und Bequemlichkeiten vorhanden sind.

Der Napoleon führt auch zwei kleinere gezogene Kanonen, die, wie behauptet wurde, ihre Kugeln ohne Hebung (nicht im Bogen) auf 2000 Ellen Entfernung tragen, d. h. vom oberen Deck aus.

Man hat in den letzten Jahren viel darüber gestritten, wer die bedeutendste Flotte habe, England oder Frankreich? Der Eine urtheilt nach dem, was er gesehen, der Andre nach dem, was er gelesen hat, und ein Dritter ohne die geringste Sachkenntniß, vielleicht nur nach seiner vorherrschenden Zuneigung für die eine oder andere Nation. Welche von den beiden Großmächten aus einem Seekriege gegen einander siegreich hervorgehen würde, ist schwer zu entscheiden, aber nach meiner geringen Kenntniß von der Sache ist England bis jetzt noch Herr der Meere.

Es giebt Leute, welche der Meinung sind, daß England und Frankreich dieselbe Anzahl Schiffe besitzen; ich habe es sogar selbst in deutschen Zeitungen gelesen. Dies beruht aber auf einem Irrthume, wie auch folgende Tabelle ausweisen wird, die nach Angabe der sichersten Quellen, aus denen man solche Berichte schöpfen kann, ausgeführt und, wenigstens was die englische Flotte betrifft, vollkommen richtig ist. Dieselbe ist im Jahr 1860 entworfen.

| Dampfflotte.  |  | Englische. | Französische. |
|---|--|------------|---------------|
| Linienfahrtschiffe . . . . .  |  | 70         | 42            |
| Panzer-Fregatten . . . . .  |  | 4          | 8*)           |
| Fregatten . . . . .   |  | 53         | 39            |
| Blockschiffe . . . . .  |  | 9          | —             |
| Mörserfahrtschiffe . . . . .  |  | 4          | —             |
| Corvetten, schwimmende Batterien, Transportschiffe, Kanonenböte und andere kleinere Schiffe . . . . . |  | 360        | 185           |
|   |  | Summa 500  | 274           |

\*) Es heißt, daß im Ganzen 12 Schiffe dieser Gattung gebaut werden sollen.

Was die Segelschiffe betrifft — wenn es nöthig ist, dieselben zu erwähnen — so hat England dreimal so viel Linienschiffe und doppelt so viele Fregatten, als Frankreich. Bei den kleineren Fahrzeugen ist der Unterschied jedoch nicht so groß.

Man pflegt anzuführen, daß die englische Kriegsflotte über die ganze Erde zerstreut sei, worauf man aber entgegen könnte, daß die Dampf-Linienschiffe nur selten nach den ferngelegenen Stationen beordert werden, wozu man gewöhnlich die alten Segelschiffe und kleineren Fahrzeuge mit Dampfkraft verwendet.

Eine zweite Bemerkung über die englische Flotte ist, daß dieselbe eine größere Anzahl unthätig liegender Fahrzeuge hat, als die französische; — das ist richtig, betrifft jedoch hauptsächlich nur die Segel- und kleineren Dampfschiffe.

Der Stärke der englischen Flotte zeigt sich am besten in der Anzahl von Fahrzeugen, welche beständig ausgerüstet und in Bewegung sind. Im Maimonat 1860 waren 241 Dampfschiffe aller Gattungen auf See, welche zusammen 4,888 Kanonen führten und 64—65,000 Pferdekraft hatten; ferner 62 Segelschiffe mit 900 Kanonen — also im Ganzen 303 Fahrzeuge mit ungefähr 64,000 Mann Besatzung.

Einer der größten Mängel der englischen Marine ist die Art, die Bemannung für die Schiffe zu erlangen, ein Fehler, dem meiner Meinung nach leicht dadurch abgeholfen werden könnte, daß man ein stehendes Corps von etwa 50,000 Seeleuten auf den inländischen Stationen unterhielte. Die französische Conscription ist vielleicht ein wirksameres Mittel, Matrosen zu bekommen, als das englische Werbesystem; ich hörte aber in Toulon bei meinen Gesprächen mit den Seeleuten und besonders mit den Arbeitern auf dem Werfte, daß diese Zwangsmaßregel große Unzufriedenheit unter dem Volke hervorrufe.

Nachdem ich mich eine Woche in Toulon aufgehalten hatte, verließ ich diese Stadt, um über Paris und London nach Gothenburg zurückzureisen.

Binnen wenigen Stunden war ich — nicht zum ersten Male —

in Paris, dieser Zauberinsel der Circe, dem Tempel der Künste und Wissenschaften, dem Mittelpunkte der Geistesgaben, dem Hauptsitze der Bildung, — aber auch der Hochschule des Charlatanismus und der Sittenverderbniß, mit einem Worte: in dem schönen, munteren, lebenslustigen, unsauberen, verdorbenen, ekelhaften Paris! So haben Gutes und Böses sich hier mit einander verbunden — nein, nicht verbunden, sie stehen einander hier, so gut wie anderswo, als Gegensätze gegenüber, und der Fremde, der hierher kommt, wirft sich zwischen die kämpfenden Parteien, seines Zieles, seines Sieges und seiner Niederlage nach ungewiß.

Paris ist ein Labyrinth, welches man aber ohne den leitenden Faden der Ariadne betritt, und in welchem so Mancher von dem Minotaurus verschlungen wird. Paris ist ein Theater mit immer wechselnden Neuauftretenden, in welchem Wortspiele, Satyren und Dummheiten wie Schneeflocken umherfliegen. Das eigentliche Drama wird selten aufgeführt, aber wenn es in Scene gesetzt wird, ladet es das ganze Europa als Zuschauer ein; der tragische Knalleffect bleibt selten aus; das Volk scheint befriedigt und ruft da capo!

Paris ist ein Tummelplatz der Freude, ein beständiger Carneval, bei welchem Bajazzo als der Mann des Vertrauens erscheint. Er bestimmt die Vergnügungen und Lustbarkeiten für den Tag, er redigirt die Zeitungen, stürzt die Minister, bedient mit Eis bei Tortoni, wiegelt das Volk auf und schießt auf den Kaiser — natürlich ohne zu treffen, was von Mangel an Lebensart zeugen würde. Bald behängt er sich mit der römischen Toga und setzt die phrygische Mütze auf, um die Gedichte von *Béranger* auszutheilen; bald wirft er eine Mönchskutte über und hält Lobreden auf den Papst; bald erscheint er in noch anderen Verkleidungen und schleicht, nachdem er gegen die Todesstrafe Einsprache erhoben, auf die *Place de la Grève* hinaus, um das Räderwerk der Guillotine zu ölen. Er ist mit einem Worte ein Ueberall und Nirgends, der da aufräumen will und Alles in Unordnung bringt, der *Deus ex machina* und *Mephistopheles* in einer Person.

Ich beabsichtige keine Beschreibung dieser Hauptstadt, deren es schon so unzählig viele giebt. Ist es für die Meisten eine Mode geworden, nach Paris zu reisen, so wird es auch Vielen zum Bedürfniß, wieder fortzukommen — worüber man Näheres an der Casse erfragen kann. Ich weiß zum wenigsten, daß ich meine Abreise aus ähnlichen Rücksichten beschleunigen mußte.

Ich möchte die Pariser und die Franzosen überhaupt „Kinder des Augenblickes“ nennen, d. h. wenn man den Augenblick so auffaßt, wie der Dichter sagt:

„Auch der Augenblick ist mir ein Gott,  
Und ein Himmel ruht auf seinen Schwingen.“

Ich glaube, daß der Charakter dieses Volkes im letzten Jahrhundert eine große Veränderung erlitten hat; denn wo ist die Gemüthlichkeit, der ritterliche Geist, das bligende Genie, die edle Haltung, die den ehemaligen Pariser charakterisirte? Wo ist die Anmuth und Würde, das feine Wesen, die hervorragende Gabe, sich gefällig auszudrücken, welche der Pariserin ehemals angeboren schien und sie zur Königin aller Salons machte? Ich stelle diese Frage, obschon ich weiß, daß sie unbeantwortet verhallt, gleich der rufenden Stimme in der Wüste.

Auch die Stadt Paris erfährt täglich neue Veränderungen; sie gewinnt an Aussehen und verliert an geschichtlichem Interesse. Man kann jetzt fast durch die ganze Stadt gehen, ohne einen Ort von geschichtlicher Bedeutung anzutreffen, während man früher kaum durch die kleinste Gasse wandeln konnte, ohne auf Gegenstände zu stoßen, welche zu näherer Betrachtung aufforderten und in Folge denkwürdiger Ereignisse die allgemeine Theilnahme beanspruchten. Unter den wenigen Plätzen, welche noch ihre alte Gestalt behalten haben, und die ich deshalb nicht versäumte zu besuchen, nenne ich die Rue de la Ferronnerie, wo Heinrich IV. ermordet wurde; die Rue St. Nicaise, wo die Höllmaschine plägte; das Haus, in welchem Voltaire gestorben ist, und die Stelle am Ufer der Seine, wo der Maler Baron le Gros sich ertränkte.

Von allem Hin- und Herrennen in den Straßen müde und mehr als befriedigt von Allem, was ich gesehen und gehört, verließ ich plötzlich dieses unruhige, Alles verschlingende und doch immer hungrige Paris, um noch einmal London zu besuchen. Der Anblick dieser Stadt belebte mein Herz; mir war, als kehrte ich, nach längerem Aufenthalte unter fremden Menschen, zu lieben, alten Bekannten zurück, die mir ein herzliches „Willkommen daheim!“ entgegen riefen. Und so war es in der That, denn ich traf mehrere Engländer, mit denen ich in Indien Wohl und Weh getheilt hatte, und mit welchen ich nun noch einige genußreiche Stunden verlebte.

Zu den Neuheiten, welche diesmal meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, gehörten die Debatten im Ober- und Unterhause. Ich war so glücklich, die in letzterem gehaltene Rede des freisinnigen Bright anzuhören, welcher seine Anklage gegen die Verwaltung der Regierung in Indien schleuderte, die er vollkommen zu kennen schien. Er widersprach dem Sir Ch. Wood, „Secretary of State for India“, welcher versucht hatte, das englische Volk mit der Versicherung zu beruhigen, daß es um die Finanzen in Indien nicht so schlecht stände, als man es sich hier und da einbilde, daß dieselben sich vielmehr nach einigen Jahren in befriedigendem Zustande befinden würden. — Nach ihm traten noch verschiedene andere tüchtige Redner auf, welche mir einen klaren Begriff von einer parlamentarischen Verhandlung gaben.

Mein Urlaub nahte seinem Ende, und es wurde Zeit, an die Heimreise zu denken. Nachdem ich meine Abschiedsbefuche abgestattet hatte — von denen ich den beim schwedischen Generalconsul Herrn Tottie, um ihm für die Güte zu danken, die er nicht allein mir erwies, sondern auf alle seine Landsleute ausdehnt, welche nach London kommen, besonders erwähne — machte ich mich bereit, ein Land zu verlassen, welches die Stelle des Vaterlandes bei mir vertreten hatte, und in welchem ich, ein unbedeutender, unbekannter Fremdling, wie ein Kind der großen Nation aufgenommen worden war, was mir für's ganze Leben zum Stolze gereicht. Ich kann eben nicht sagen, daß ich vom

Hochmuthsteufel geplagt bin, denn ich fühle zu tief, daß ich nichts vollbrachte, was eines Lobes werth sei. Daß ich mich ungebeten in Gefahren stürzte, indem ich für Englands Wohl kämpfte, berechtigte mich nicht zur Beanspruchung irgend welcher Dankbarkeit oder Anerkennung der Erfüllung meiner Pflicht. Denn, aufrichtig gesagt, warum war ich in ausländische Dienste getreten? Nicht, um zur Unterjochung Indiens beizutragen, sondern Erfahrungen in dem Verufe zu sammeln, dem ich mich mit ganzer Seele gewidmet habe! England steht deshalb in keiner Schuld bei mir — wohl aber ich bei ihm — und zwar in einer Schuld, die sich nie bezahlen läßt, da man den Preis genossener vielfacher Wohlthaten nicht bestimmen kann. Dies Land wird einen Ehrenplatz in meinem Herzen behaupten, so lange es schlägt für Freiheit und Menschenrechte, — diesem Wahlspruche des englischen Volkes, dieser Devise auf Albion's Schilde, auf seiner Fahne und Flagge!

---

In den letzten Tagen des Julimonats 1859 verließ ich gedrückten Herzens London, um mich über Hull nach Gothenburg zu begeben. Die Ueberfahrt ging rasch und glücklich von statten. Ich sah die heimatlichen Küsten nicht ohne innere Bewegung wieder und war froh, wieder unter den Meinen zu sein, von denen ich nun seit drei Jahren getrennt gewesen war.

Wenn ich auf diese nun verflossene Zeit zurückschaue, fühle ich, was ich während derselben verloren und gewonnen habe. Was ich verloren — wird mir nimmer ersetzt; was ich gewonnen — soll erst in Zukunft Früchte tragen. Während ich aber der Ereignisse harre, die mir Gelegenheit geben sollen, das Erworbene in Anwendung zu bringen, habe ich das beruhigende Selbstbewußtsein, keine Gelegenheit unbenutzt gelassen, keine Kräfte geschont zu haben, um meine Kenntnisse und

Erfahrungen zu erweitern und immer nach bester Ueberzeugung zu handeln.

Und nun, geschätzter Leser, scheid' ich von Dir, höchst wahrscheinlich für immer. Ich würde mich für meine Arbeit reichlich belohnt halten, wenn ich die Ueberzeugung hegen dürfte, daß Du dies Buch mit einiger Befriedigung aus der Hand legst! —



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.